

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Tausend Stunden Licht.

Von Joh. Tauber.

„Brennt tausend Stunden,“ jagte die Verkäuferin in dem Lampengeschäft, und mit diesen Worten hielt sie der alten Frau eine elektrische Birne hin. Tausend Stunden! Mein Gott, ist das lang!, dachte die Frau bei sich. Gestern abend hatte die elektrische Birne verjagt, — merkwürdig. Gerade am Nachmittag hatte ihr Sohn für einen der nächsten Tage den Marschbefehl ins Feld bekommen, und so saßen sie den Abend hindurch im Halbdunkel, und das war einerseits gut so: denn da sah ihr Sohn nicht die Angst in ihren Augen und den Sorgenaußdruck in ihrem Gesicht. — Sie war ein wenig abergläubisch. War's eine Vorbedeutung, daß nun, wenn ihr Einziger draußen weilen würde, für sie eine Zeit der Dunkelheit und Trübsal kommen würde? Aber er nahm die Sache ruhig, und vor dem Zubettgehen sagte er freundlich zu ihr: „Mutter, du mußt gleich morgen eine neue Birne kaufen, damit ich sie dir noch einmachen kann, — damit du's doch hell und freundlich hast in deinem Zimmer, wenn ich fort bin.“

Da stand sie nun vor der Ladentür, die eingewidelte Birne in den zitterigen Händen. „Brennt tausend Stunden,“ das Wort brannte ihr förmlich in der Seele. Was wird sein, was wird werden in diesen tausend Stunden? Wird sie alle ohne ihn verbringen müssen, — wie viel hanges Harren werden sie einschließen! Wird er in einer dieser tausend Stunden heimkehren, gesund oder verwundet, oder wird sie in einer die Nachricht von seinem Tod erhalten?

Nun hatte er die Birne angebracht, und früh an einem Morgen, als es noch dunkel war, da hatte sie ihr Licht gespendet zum Abschiednehmen. Da hatte die Mutter des Sohnes Buge sich noch einzuprägen gesucht und sah doch nicht klar; vor ihren Augen war's wie ein grauer Schleier, ein Nebel. Als er dann fort war, sah sie lange, den Kopf auf ihre Arme gelegt, in ihrem Leid versunken; und sie fühlte die ganze Schwere des Schmerzes, der nie länger und einfacher ausgebrüht ward als in den Worten Christi in der Geschichte vom Jüngling zu Nain: „— und er war der einzige Sohn einer Witwe.“

Als sie dann endlich aufschaute, war Zwielicht im Zimmer; freundlich blaute ein Herbsttag durch die Fenster, aber das Licht brannte auch noch. Welche Verschwendung! war ihr erster Gedanke; sie war doch wieder zu viel praktische Hausfrau, und schnell drehte sie am Knopf.

Es kamen die ersten Karten und Briefe; wie oft sie sie las! Immer wieder abends beim hellen Licht. Es kam ein Paket mit Wäsche, zerrissene Socken und sonstiges Klebwerk. Wie sorgfältig sie alles ausbesserte mit ihren treuen Händen, mit ihren alten, jetzt oft recht müden Augen. Und wenn sie so eine Unterjacke von ihm ganz auf dem Tisch ausbreitete, um ja alle Löcher darin zu entdecken, dann kam es ihr vor, als sähe sie die ganze breitschulterige, sehnige Gestalt ihres Sohnes vor sich.

Das Paketmachen nahm viel Zeit in Anspruch, gottlob! Immer gab's da noch was zu besorgen, hinzuzufügen, zu ändern. Und zu all dem leuchtete getreulich die elektrische Birne und gab von ihren tausend Stunden Lebensdauer eine um die andere her. Sie leuchtete auch, wenn jeden Abend die Mutter an ihren Sohn schrieb. Das war so eine fixe Idee von ihr geworden, jeden Abend zu schreiben, und wenn es nur ein paar Zeilen, ein paar Worte waren. Sie konnte nicht zu Bett gehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben; wie ein Taktman sollten ihn diese abendlichen Worte draußen schälen und begleiten. Was sie schrieb, war ja nicht immer wichtig oder interessant oder besonders

geistreich; oft nur kleine, unbedeutende Ereignisse aus ihrem stillen Leben, Gedanken, Wünsche; aber es kam alles aus so treuem Herzen, daß es den, der es draußen im Felde las, anmutete, als säße er am heimatischen Herd und als hielte er seiner Mutter Hand in der seinen. — So verstrich die Zeit. Fünf bis sechs Stunden brannte das Licht jetzt täglich in den dunkelsten Wintermonaten. Dann kam der Frühling und mit ihm kamen sie und da ein paar Blumen, eingelegt in den Briefen ihres Sohnes. Wie sie das freute, diese Blumen aus dem fremden Land! Manchmal waren es dieselben Arten wie in der Heimat; dann waren es fremde, nie gesehene, und manchmal geschah das Wunderbare, — das Blumenwunder, wie sie es für sich nannte. Wenn die frisch gepflückten Blumen nur zwei oder drei Tage unterwegs gewesen waren, dann erholten sie sich wieder bei ihr im frischen Wasser und erblühten aufs neue. Da sah sie dann abends an ihrem Tisch, vor sich die kleine Vase, und belauschte dies Blumenatmen, dies Blumenauferstehen: da öffnete sich langsam geheimnisvoll ein Kelch und ließ sie schauen auf seinen Grund; dort erschloß eine Sternblume ihre Adern und erstrahlte im Licht. Denn das Licht war immer da; freundlich und gleichmäßig beschien es all das Tun und Sinnen dieser Frau, umschimmerte die Silberfäden, die sich immer reicher in ihren Scheitel schlichen, und glitzerte in ihren Tränen. — Und einmal konnte es sich spiegeln in Freudenstränen. Das war, als die Heimkehrnachricht kam. Aber dann schien das Licht allmählich trübe und müde zu werden; es brannte schwächer und mit rötlichem Schein. Aber die Mutter merkte es nicht. Ihr Inneres war so voll Helle. — Dann kam er eines Abends zurück aus dem Feld. Im Abenddämmeren saßen sie zusammen am Fenster; im Zwielicht sah sie sein braunes, frohes Gesicht und lauschte seinem Erzählen. In ihr aber war es still geworden; still und dankbar ließ sie alles an sich vorüberziehen, nur selig in dem Gefühl seines Nahseins. Als es dann ganz dunkel ward, stand er auf, um das Licht anzubereiten; und da fiel es ihm wieder ein, daß er ihr vor seinem Ausziehen ins Feld die neue Birne angesteckt hatte. „Na, was macht das Licht? Hat's immer freundlich geleuchtet, Mutter?“, und er drehte am Knopf, — aber er bröchte vergebens. „Ah, ausgebrannt, — schon wieder?“ sagte er lachend. „Brennt tausend Stunden!“ Die Worte dämmerten wieder auf in ihrem Erinnern. Wirklich? Waren die tausend Stunden schon um, — und das lust jetzt, wo ihr Sohn heimgekommen war, wo sie so gern auch sein Gesicht beim hellen, elektrischen Schein gesehen hätte! Aber vielleicht war's gut so; — der Sohn sollte die tiefen Furchen nicht sehen, welche die tausend Stunden in das Antlitz der Mutter gegraben, und das gebleichte Haar nicht und die müden Augen; — nein, das alles wollte die alte Birne dem Sohn nicht zeigen.

Flurumgänge.

Von Georg Brand, Viebrich.

Flurumgänge (Wittgänge), wie solche in Nr. 8 des Landboten vom Jahr 1919 beschrieben werden, finden heute noch alljährlich in der Kasteler Gemarkung, die vom Ufer des Rheins an bis fast zum alten Wartturm bei Erbenheim neben der Viebricher Gemarkung verläuft, statt und zwar am Montag, Dienstag und Mittwoch vor dem Himmelfahrtstage.

In der heutigen Zeit vollziehen sich diese Wittgänge folgendermaßen. Nachdem vormittags um 6½ Uhr in der Kirche zu Kastel Messe abgehalten, bildet sich vor der Kirche die Prozession bestehend aus Pfarrer, Mesßdienern, Lehrern mit Schulkindern

Fahnen- und Kreuzträgern und weiteren Gliedern der Gemeinde. Heute beschränken sich diese Wittgänge nur auf nahegelegene Feldbezirke, während noch vor 30–40 Jahren dieselben sich bedeutend weiter ausdehnten. Damals wurde am ersten von den drei Tagen von den Wittgängern folgender Weg eingeschlagen. Von der Kirche aus durch das Wiesbadener Tor nach dem Petersweg, vorbei an dem sogen. Bildchen (Heiligenbild) um den Friedhof herum und zurück zur Kirche. Am zweiten Tage: Von der Kirche durch das Wiesbadener Tor, über die Erbenheimer Straße zum Ochsenbrunnen, wo selbst Andacht und Predigt abgehalten wurden. Nachdem dann eine mitgebrachte Erfrischung eingenommen war, ging es über den Schmalweg, durch das Wiesbadener Tor zurück zur Kirche. Am dritten Tage: Von der Kirche durch das Wiesbadener Tor, den Schmalweg und die Elisabethenstraße, auch „Steinerne Straße“ genannt, entlang, durch das Frankfurter Tor zurück zur Kirche.

Bis vor etwa 40 Jahren erstreckten sich diese Wittgänge, wie oben bemerkt, auf weitere Teile der Gemarkung und vor etwa 100 Jahren umfaßten sie die ganze Gemarkung, gingen sogar bis über dieselbe hinaus in die Mosbach-Viebrücher Gemarkung, und zwar bis zur Armenruhühle, die etwa 500 Meter von der preuß. hessischen Landesgrenze entfernt liegt. Diese Armenruhühle, resp. der Armenruh Hof gehörte ehemals dem Kloster Klarental bei Wiesbaden, dem sie König Adolph, der Nassauer, bei Gründung dieses Klosters zum Eigentum überwies. Dieses Kloster, das große Hammelherden besaß, hatte für dieselben einen Weidgang in der Käßeler Gemarkung und zwar auf der „Hamelburg“, der heutigen Amöneburg. Wohl als Gegenleistung für die Berechtigung, das Vieh in der Käßeler Gemarkung zu weiden, hatte das Kloster Klarental, resp. der jeweilige Hofmann des Armenruh Hofes, den Gliedern einer Prozession, die bei diesem Wittgang nach dem Armenruh Hof kamen, Trank und Speise zu reichen. Dieses Essen bestand für die Wittgänger der Prozession in Käse und Brot, während dem Pfarrer, den Kreuz- und Fahnenträgern sowie den Sängern Suppe, Fleisch, Brot und Wein gereicht wurden. Die Speisung der letzteren fand in der Behausung selbst, diejenigen der weiteren Beteiligten auf einer nahegelegenen Wiese statt. Diese Wiese führt bis auf den heutigen Tag den Namen „Käsebrotwiese.“

In den Jahren 1529–1530 hatte der Klosterhofmann des Armenruh Hofes den Wittgängern die Speisung verweigert, weshalb die Gemeinde Käßel klagen gegen das Kloster Klarental voring. In dieser Klagesache fand am Dienstag nach Erandi des Jahres 1531 ein Termin bei der Käßeler Warte — dieselbe stand auf der Stelle, wo heute die preuß. hess. Landesgrenze die Bahnlinie Wiesbaden — Frankfurt kreuzt und wurde am 10. Dezember 1798 gesprengt — statt.

In diesem Termin, bei dem der Schultheiß von Käßel sowie ein Vertreter des Klosters Klarental erschienen waren, auch der Landesherr Graf Philipp von Nassau, wurde durch den Bischof von Straßburg als Statthalter des Bistums Mainz entschieden, daß die alt hergebrachte Speisung der Käßeler Wittgänger auch künftig durch den Armenruh Hof statzufinden habe, wie dies schon von unvordenklichen Zeiten an der Fall gewesen. Dies geschah nun auch in der Folge alle Jahre, bis in den 1820er Jahren der damalige Besitzer der Armenruhühle, die im Lauf der Zeit als Erbleihmühle verkauft worden war, Johann Heppenheimer, den alten lästigen Brauch auf einfache Weise aus der Welt schaffte. Er ließ nämlich am Abend vor dem Tage, an dem die Prozession erscheinen sollte, auf die Wiese, auf der seither die Speisung stattgefunden, das Wasser des Mühlgrabens leiten. Als nun am nächsten Morgen die Prozession ankam und die Wiese unter Wasser gesetzt fand, zogen die Teilnehmer ohne Speise und Trank wieder heim. Im folgenden Jahre erschien am bestimmten Tage die Prozession zwar wieder bei der Armenruhühle, doch auch diesesmal war die Wiese wieder mit Wasser überflutet, so daß die Käßeler unbefügt von dannen ziehen mußten. Von diesem Zeitpunkt ab erschienen die Wittgänger nicht mehr bei der Armenruhühle und deren Besitzer hatte erreicht, was er wollte: die Aufhebung der lästigen Speisungen. Bemerkenswert ist noch, daß dem jeweiligen Pächter oder Besitzer der Armenruhühle das Recht stand, jährlich einmal im Bischöflichen Palais in Mainz zur Tafel zu erscheinen, auch seinen Hund mitzubringen, doch mußte er nach aufgehobener Tafel einen Kronentaler unter seinem Teller liegen lassen.

Flurumgänge (Gemarkungsbegehungen) zur Besichtigung bestehender Gemarkungs- und Gewannensteine, resp. zur Neusetzung schadhaft gewordener oder abhanden gekommener Steine, finden in unserer heimischen Mark heute noch wie von alten Zeiten her zu Ende des Monats September statt. Doch vollziehen sich diese Gemarkungsbegehungen ohne den früher üblichen Pomp, wie solcher in dem Artikel in Nr. 8 des Landboten geschildert ist. An den festgesetzten Tagen begeben sich mehrere Mitglieder des

Ortsgerichts unter Führung des Ortsgerichts-Vorstehers oder dessen Stellvertreters und unter Begleitung derjenigen Grundbesitzer, die fehlende Steine oder dergl. angemeldet haben, an die betr. Punkte, wo selbst dann die verschiedenen Vermessungen, resp. die Richtigstellung oder die Neusetzung der Steine durch den vereidigten Feldmesser stattfinden. Um zu zeigen, wie frühere Gemarkungsbegehungen verliefen, lasse hierunter das Protokoll über eine solche aus dem Jahre 1785 folgen. Dieses Protokoll befindet sich in dem Gerichtsbuche des Mosbacher Gerichts und lautet wie folgt:

Altum Mosbach, den 3. Okt. 1785.

Nachdem die Stadt Wiesbaden mit der Gemeinde Mosbach die Abrede getroffen, die Gemarkung zu begehren, geschah diese Begehung heute und waren dabei zugegen:

1. Herr Schultheiß Georg Anton Reiz,
2. Herr Gerichtschreiber Mathes Stritter,
3. Gerichtsmann Gottfr. Chr. Wagner,
4. Gerichtsmann Heinrich Schneider,
5. Gerichtsmann Reinhard Väder,
6. Vorsteher Valentin Kayser zu Mosbach,
7. Vorsteher Joh. Dietrich Kronenberger, Viebrich,
8. Gemeinssmann Karl Beder zu Viebrich,
9. „ Martin Stein zu Viebrich,
10. „ Gg. Andr. Reiz zu Mosbach,
11. „ Reinh. Lang zu Mosbach,
12. „ Christoph Reiz zu Mosbach,
13. „ Reinh. Stritter zu Mosbach,
14. „ Nicolaus Lang zu Mosbach,
15. „ Nicolaus Wahl zu Mosbach.

Ferner die Jungmannschaft:

16. Mathes Stritter,
17. Joh. Reiz,
18. Adam Schneider, Sohn,
19. Gottfried Hammes,
20. Andreas Kayser,
21. Johann Zugmeyer,
22. Adam Seilberger,
23. Johann Gg. Frid und
24. David Schramm, als Gerichtsdiener.

Ferner erschienen von Wiesbaden:

1. Herr Rat von Jossa,
2. Herr Landkommissar Schmidt,
3. Herr Stadtoberstschultheiß Schramm,
4. Die Feldgeschworenen,
5. Ein Kommando Bürger mit Gewehr und ihrem Stadtlambour,
6. Der Herr Kantor mit seinen Schülern, und diese haben bei einem jeden Stein einen Vers aus einem Lied gesungen, weil unser (der Mosbacher) Schulmeister Christian Sauer es abgelehnt und sich nicht die Mühe hat geben wollen, so ist (von unserer Seite) nichts gesungen worden, welches ist sehr übel aufgenommen worden.

Wie nun die Wiesbadener an die Erbenheimer Steinkaut von dem Häner (Hainer) zu uns gekommen sind, wurde von dem Herrn Stadtschultheiß die Anrede getan: „Herr Schultheiß und Gerichten zu Mosbach erkenne ich diesen Gemarkungsstein vor richtig“, so wurde dieses von der Gemeinde mit „Ja“ beantwortet. Hier setzten die Feldgeschworenen ihre Messgerten (Messstäbe) auf den ersten Stein.

Nr. 1. einen großen gehauenen Sandstein mit den Zeichen nach Wiesbaden zu „W. B.“, nach Erbenheim zu „E. H.“, nach Mosbach zu „M. B.“ Nachdem dieser Stein von den drei Gemeinden für richtig befunden worden, wurde, wie bei einem jeden Stein ein Lied gesungen. Unser Herr Lehrer Sauer hat nicht mögen mitgehen mit seinen Schülern; er ist auch an Geld gestraft worden, weil er nicht gesungen.

Nr. 2. Ein weißer Kalkstein in des Reinhard Vaders Ader. Dieser Stein war oben gespalten in drei Stücke. Es wurde hier verabredet, einen neuen Stein zu setzen. (Eine Nachschrift lautet: Wurde ein blauer Wacke mit weißen Adern dahin gesetzt anno 1813.)

Nr. 3. Ein großer weißer Kalkstein mit zwei Spigen in des Spezmüllers Ader im Mitt-Feld.

Nr. 4. Ein hoher, weißer Kalkstein, unten dick, obenaus gespißt, an der Käßeler Straße (heutiger Mühlweg) wurde für richtig erkannt.

Nr. 5. Ein weißer, runder Kalkstein, unter dem Käßeler Weg, in Reinhard Salzen (Vater des Wiesbadener Originals „Der lange Salz“, damals Besitzer der Kupfermühle) Ader, ist auch für richtig erkannt worden.

Nr. 6. Am Kupfermühler Weg unter dem Birnbaum ein roter, gehauener, halbrunder Sandstein, nach Wiesbaden zu mit

dem Zeichen „W. B.“, nach Mosbach zu mit „M. B.“, nebst der Jahreszahl 1715. Hier wurde die Mittags-Ruhzeit gehalten von den Herren Beamten.

Nr. 7. Gleich oberhalb der Kupfermühle auf dem Spital-Ader (zur Spital-Spittel-Spelzmühle gehörend) ein großer, grauer, spitzer Mauerstein. Hier kam der Prinz von Anhalt-Deskau bei dieser Berrichtung zu uns und wohnte uns bei bis ans Ende.

Nr. 8. Ein blauer, ediger Mauerstein an der Mainzer-Straße (Feldbezirk in der Mosbacher Gemarkung) auf dem Mosbacher Pfarrader.

Nr. 9. Ein blauer, ediger, spitzer Stein auf Reinhard Volls Ader.

Nr. 10. Ist gleichfalls ein blauer, ediger, aber stumpfer Stein, zwischen einem herrschaftlichen Ader und Kupfersteins Ader. Bei diesem Steine wurde angemerkt, daß er auf eine Seite gegangen.

Nr. 11. Ein ebenmäßiger weißer und großer, blauer, spitzer Stein in des Vosses Ader.

Nr. 12. Ein dicker, weißer Wadenstein hinter dem „Schwalbenschwanz“, auf der Gewann am Pfarr-Ader.

Nr. 13. Ein blauer, stumpfer, runder Stein, an der Schierkeiner Straße (Waldstraßen-Bezirk) am Herrn von Vönnerschen Gut (Hofmeister Vönners von Laurenburg.)

Nr. 14. Ein großer blauer Stein am Reck. Hier hat uns die Vogheimer Gemeinde erwartet und ist mit den Wiesbadenern fortgegangen.

Auf der Kupfermühle wurde von Schultheiß, Gericht, Vorstehern und Gemeindefleuten zusammen 24 Mann, verzehrt worden den Mittag 4 Gulden. Ferner wurde bei dem Gerichtswirt Reinhardt Stritter zu Mosbach (heutige Kirchstraße Nr. 7) von den Beteiligten bei der Gemarkungsbegehung „ihre Gebühr“ (Bergütung) verzehrt und von der Gemeinde ausbezahlt mit Aber den btr. Betrag schweigt der damalige Gerichtsschreiber sich aus.

Zum Schluß sei noch eines alten Gemarkungssteines gedacht, der sich im Feldbistritz Fuchslache der Viebricher Gemarkung, bei der Gemarkungsgrenze Viebrich-Erbenheim befindet. Derselbe stammt aus dem Jahre 1575 und trägt auf der Viebrich zugewendeten Seite die Aufschrift

LAVS DEO

1575

M.

auf der Erbenheim zugewendeten Seite

LAVS DEO

1575

V.

Während das auf der Viebricher Seite erscheinende Zeichen M leicht zu deuten ist — es weist auf Mosbach-Viebrich hin, da in ersterem früher der Gerichtssitz für beide Orte war — ist das Zeichen V auf der Erbenheimer Seite unklar und man wird versucht, dasselbe für ein U anzusprechen, was vielleicht auf Unter-Erbenheim hinweisen soll.

Vor einigen Jahren beabsichtigte der Magistrat Viebrich auf Anregung des Schreibers, diesen alten Grenzstein, der die Stürme des 30-jährigen Krieges und die verschiedenen Belagerungen und Kämpfe um Mainz überdauert und der nun fast 350 Jahre an der betr. Stelle steht, auszuheben, um ihn dem Heimat-Museum in Viebrich zu überweisen. Der Magistrat setzte sich damals mit der Gemeinde-Verwaltung Erbenheim in Verbindung, da dieselbe mit der Entfernung des Steines, resp. mit der Setzung eines neuen einverstanden sein mußte. Die Gemeinde-Verwaltung Erbenheim entschied jedoch, „der Stein solle nicht entfernt werden, sondern an der seitherigen Stelle verbleiben.“ So wird denn dieser alte Stein, der vom Jahr der Zeit schon arg mitgenommen ist, über kurz oder lang völlig abgebrockelt und zerfallen sein, während er bei Aufbewahrung im Museum kommenden Generationen erhalten geblieben wäre.

Für unsere Dorf Frauen.

Der blaue Kittel. Er war früher immer das Arbeitskleid des Bauern gewesen, der blaue, leinene Kittel. Das Spinnrad schauerte bei Lampenlicht, der Webstuhl saute, der Schneider kam „auf die Stör“ und nähte mit starkem, gewichstem, leinenem Garn den blauen Kittel und die blaue Hose. So ein blauer Leinenanzug verursachte fast keine Kosten, und er hielt, wenn er richtig gehalten und gepflegt wurde, zehn gute Jahre. Ja, das war der Grundfaß unserer Großeltern: kleine Gelbtausgabe und starke, gute

Ware. Die Arbeit, die damit verbunden war, nahm man gerne auf sich.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das gewaltig geändert. Der Bauer wollte städtisch sein, weil man das Städtische für fein hielt. Er legte die Tracht ab, seine festtägliche sowohl wie seine Arbeitstracht, er kaufte sich für teures Geld Hose und Kittel, die eine Zeitlang Sonntags und dann zur Arbeit getragen wurden. Der Bauer sah oft darin aus wie ein armer, städtischer Tagelöhner. Aber das scherte ihn wenig, er war städtisch, er hatte weniger Arbeit, er gab mehr Geld aus und — hatte schlechtere Kleider. So war's.

Heute scheint es wieder anders zu werden. Bei der allgemeinen Kleidernot ist der Bauer wieder fein heraus. In der Truhe vom Großvater und von der Großmutter her liegen noch die runden, weißen Ballen „Gedüch“, auf die wir so stolz sind, weil sie vom Fleiß und von der Fürsorge unserer Großeltern zeugen. Die sind jetzt der Retter in der Kleidernot. Es wird ein Stück blau gefärbt, und dann werden wieder Arbeitsmittel daraus gemacht, wie zu Großvaters Zeiten. Derbe, weite, aber nicht zu weite Hosen, kurze, doppeltreihige Kittel, die über der Hüfte abschließen, und die Gestalt so schön zur Geltung kommen lassen. So ein gertenschlanter, junger Bauernbursche sieht jetzt wieder aus wie ein Prinz gegen frühere Zeiten, und die alten Männer sind um zehn Jahre jünger geworden. Jetzt sieht man ihnen wieder an, daß sie Bauern und keine städtischen Tagelöhner oder Industriearbeiter sind.

Auch unsere Mädeln kehren zum blauen leinenen Rod zurück und bleiben hoffentlich dabei. Nur wird die Frage entstehen: Wie lange reichen die schönen, runden Ballen Leinwand noch aus? „Wir haben so viel, daß unsere Kinder noch genug daran haben,“ antwortete mir die Mühlenbäuerin. Das ist gut und schön, aber die Kinder unserer Kinder sollen später auch mal etwas haben. Darum ist's unsere Pflicht, den Bestand zu erhalten, und wieder zu spinnen und zu weben! Sorgen wir dafür, daß der blaue Kittel das Arbeitskleid des Bauern bleibt und bleiben kann für spätere Zeiten.

E. Haardt.

Germanische Bräuche am Gründonnerstag.

Auch der Gründonnerstag geht auf einen Kultus zurück, der früher bei vielen europäischen Völkern, nicht nur bei den Kelten und Germanen, sondern auch den Slaven, Finnen, Esten und Lappen verbreitet war, nämlich aus dem Kultus des Donnergottes. Die germanischen Völker begnügten sich aber nicht damit, einen Wochentag nach dem Donnergott Donar zu benennen, sondern sie heben noch eine Reihe dieser wöchentlichen Donnerstage ganz besonders hervor, und zwar den Weihnachtssonntag, den Gründonnerstag und den Himmelfahrtssonntag. Diese drei Festtage gehen nicht nur auf christliche Einflüsse zurück, sondern haben ihren Ursprung zum großen Teil darin, daß eben der Donnerstag der höchste Festtag der Germanen war. Die Sitten und Gebräuche, die sowohl bei den Nord- wie auch bei den Südgermanen dem Gründonnerstag anhaften, sind schon in rein volkstümlicher Hinsicht von besonderem Interesse, weil sie sich heute noch als Reste des alten Kultus offenbaren. Noch jetzt gilt der Gründonnerstag in Dänemark als offizieller Feiertag. Daher wird er isländisch Skírsdagur, schwedisch und dänisch Skertorsdag, d. h. der heilige reine Donnerstag, genannt. An ihm ruht die gewöhnliche Arbeit, hingegen wird mit Eifer gepflanzt und gesät. Am Niederrhein pflanzte man früher an diesem Tag mit Vorliebe die Zwiebel. Sehr merkwürdig ist es, daß am Lechrain der Gründonnerstag nur für Verheiratete als Feiertag gilt. Von den alten Volksbräuchen des Gründonnerstages haben sich zweifellos verschiedene Speisevorschriften am lebendigsten erhalten. In Mecklenburg z. B. herrscht der Glaube, daß Fasten am Gründonnerstag vor Krankheit schützt, dieser Glaube geht also deutlich auf die Bezeichnung Donars als Heilgott zurück. In den meisten Gegenden findet am Gründonnerstag das Gemüse ganz besonders starke Beachtung. In Westfalen muß es vorschriftsmäßig aus neun Kräutern bestehen, und für das Alter dieses Brauches ist es bezeugend, daß er bereits von Nollenhagen (1542–1609) in seinem berühmten „Froschmäuselertiege“ erwähnt wird. In anderen Gegenden wiederum begnügt man sich zur Herrichtung der Gründonnerstagspeise mit Siebenkräutern. Auch in der Schweiz hält man sich noch an diesen Kräuterbrauch, in der deutschen Schweiz darf am Gründonnerstag die Donnerkeßel nicht beim Mittagsmahl fehlen. Allmählich ging man dazu über, das

Hauptgewicht auf die grüne Farbe zu legen, indem man Badwerk mit Grün zubereitete, die bekanntesten Beispiele hierfür sind die in Bayern und Böhmen üblichen „Spinatkräpfen“ und die „Laubfrösche“, die man in Schwaben zubereitet. Verschiedentlich wurde auch auf das Grün verzichtet, nur das Badwerk genügt, und so entstanden z. B. in den Schwaben bekannten gefälzten Gründonnerstagsbretzeln, deren Genuß Fieberfreiheit gewährleisten soll, jedoch nur, wenn man sie in völlig nüchternem Zustande verzehrt. Das am Gründonnerstag so auffallend hervortretende Grün ist zweifellos als ein Symbol der Fruchtbarkeit zu betrachten, die auch dem Menschen gegenüber Wunderkräfte haben soll. Die mit jungen Pflanzen und Pflanzenstängeln verknüpften Sitten waren aber früher nicht an einen einzigen Tag gebunden, sondern herrschten das ganze Jahr hindurch. Erst als die Kirche dem Donnerstag vor Ostern den lateinischen Namen „dies viridum“ gab, der um das Jahr 1800 mit „Gründonnerstag“ ersetzt wurde, legte man die Sitte immer mehr auf diesen einen Tag fest. In allen Gegenden Deutschlands verbreitete sich dann der Glaube, daß derjenige, der am Gründonnerstag Grünes genießt, das ganze Jahr hindurch gesund bleibe und immer Geld habe. Endlich gibt es noch eine große Anzahl von Glaubenssätzen des deutschen Volkes, die als Überreste des alten Kultus zu betrachten sind. So heißt es heute noch, daß das Gründonnerstagsbrot niemals schimmelt. Wer am Gründonnerstag eine Flasche Rotwein leert, die ein Jahr lang in einem Ameisenhaufen vergraben lag, soll hierdurch die Stärke von 3 Männern erhalten. Den Gründonnerstag mit seinen zahllosen Bräuchen kann man nur dann begreifen, wenn man neben den christlichen Elementen auch die der alten germanischen Kulthandlung in Betrachtung zieht.

C. K.

Der Bote.

Aus des Himmels Sonnenring,
Auf den Flügeln Duft und Schimmer,
Flog mir heut ein Schmetterling
— Grabe auf mich zu — ins Zimmer.

Suchte sich den Blumenstrauch,
Lief sich dort ein Weichen nieder,
Ruhte flügelstreckend aus,
Hob sich und entwebte wieder.

Leicht trug ihn sein Flug empor,
Höher als die höchsten Bäume,
Bis sich seine Bahn verlor
Im Bereich der ew'gen Träume.

Still hab' ich ihm nachgeblickt . . .
Und gedachte einer Toten . . .
Ihre ferne Seele schickt
Mir zuweilen einen Boten.

Rurt Wolff.

Umschau.

* Woher stammt unsere Gartenbohne? Die Frage nach der Herkunft unserer Gartenbohne ist eines der umstrittensten Kapitel in der Geschichte der Botanik. Lange hat man geglaubt, daß die Gartenbohne neben der Saubohne bereits im Altertum kultiviert worden sei, und erst neuerdings ist die Behauptung aufgestellt worden, daß sie erst aus Amerika eingeführt wurde und mit der Kartoffel und dem Mais das wichtigste Geschenk der neuen Welt an die alte darstellt. In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ erörtert Professor Killermann in einer umfangreichen Abhandlung diese botanische Streitfrage. Die ägyptischen Funde von Bohnen beziehen sich samt und sonders auf die Pferdebohne, und auch bei den Ausgrabungen von Pompeji in einem Topf gefundene Bohnen waren keine Gartenbohnen, obgleich man dies eine Zeitlang annahm. Ebenfalls sind in den Pfahlbauten und in Troja echte Bohnen gefunden worden. Abbildungen von Gartenbohnen sind weder aus Ägypten noch aus Pompeji erhalten; vielmehr handelt es sich bei den so gedeuteten Bildern stets um niedrige Formen der Bignabohne. Die Gartenbohne tritt erst mit Beginn des 16. Jahrhunderts in den Vordergrund und zwar wird sie zuerst in den Reiseberichten über Amerika erwähnt. Fast in jeder der Schriften, die von dem von Columbus entdeckten Wunderland erzählen, sogleich in dem ersten Bericht des Columbus selbst, ist von Bohnen die Rede. Diese amerikanischen Bohnen waren, wie die Erwähnungen bei den Botanikern des 16. Jahrhunderts be-

weisen, augenscheinlich noch große Seltenheiten. Die erste bildliche Darstellung der Gartenbohne, die es überhaupt gibt, findet sich in dem 1543 erschienenen „New Kreutterbuch“ des deutschen Botanikers V. Fuchs, der unter dem Titel „Welsch Bonen oder Faselen“ eine Stangenbohne mit violettten Blüten und rötlich-braunen, dunkelgestreiften Samen abbildet. Sehr viel mit der Frage der Bohnen hat sich der berühmte Botaniker Clusius beschäftigt; er erzählt voll Stolz, daß ihm seltene Bohnenarten von hohen Herrschaften geschenkt wurden; in einem Briefe vom Jahre 1579 erwähnt er eine „peruanische Bohne“, in der man die erste sichere Nachricht von der amerikanischen Buschbohne zu erblicken hat. Wie selten damals noch die Stangenbohnen waren, beweist die Tatsache, daß 1579 Nathan Chytræus ein Gericht Gartenbohnen mit einer Anleitung zum Kochen in lateinischen Hexametern schickte. In den botanischen Gärten des 16. Jahrhunderts wurde die Gartenbohne als Seltenheit gezogen. In der Kunst erscheint diese Bohnenart zum ersten Mal auf einem Bilde des sog. Bauern-Brueghels, auf dem „Sommer“ der Münchener Pinakothek. Killermann schließt aus der Tatsache, daß die Gartenbohne aus dem Altertum nirgends überliefert ist und erst im 16. Jahrhundert einwandfrei zu belegen ist, darauf, daß sie amerikanischen Ursprungs sein muß.

* Der Fliegenstreik der Kühe. Wo alles streift, müssen auch die Kühe dabei sein. Doch haben die natürlichen Wiederkäuer ihre guten Gründe, wenn sie ihre Milchzeugung einschränken. Sie tun dies nämlich nur dann, wenn sie von den Fliegen allzusehr belästigt werden. In England hat man Versuche gemacht, um die Einwirkung von Aufregungen und Verunreinigungen auf die Milchproduktion der Kühe kennen zu lernen, und man hat festgestellt, daß die Fliege der schlimmste Feind für die Seelenruhe der Kuh ist. Es wurde beobachtet, wie große Milchmengen drei verschiedene Gruppen von Kühen gaben, von denen die erste sich völlig selbst überlassen war; bei der zweiten Gruppe war der Stall gegen Fliegen geschützt, und bei der dritten waren außer dem Stall auch die Kühe selbst von der Fliegenplage befreit. Die Kühe der ersten Gruppe gaben am wenigsten Milch, die der zweiten mehr und die der dritten am meisten. Man wendet daher jetzt in England dem Fliegenstich der Kühe erhöhte Aufmerksamkeit zu und hat damit den Fliegenstreik der Kühe wirksam belämpft.

* Der Wert des Schattens. Peter Schlemihl war es, der uns im Gewande der Parabel zeigte, daß auch der Schatten seinen Wert hat. Und tatsächlich hatte der Schattenfall einst auch in unserem Rechtsleben eine gewisse Bedeutung. So durfte der Eigentümer eines Hofes zur Anlage eines Gehäges sein Handweil, der Vienenwarter zur Abgrenzung seines Standes einen Pössel über die Flur werfen, und so weit sie warfen, sollten die Grenzen ihres Besitzes oder Rechtes gehen. Während aber das Lüneburger Weistum den Wurf in der Runde gestattete, erlaubte ihn das bayerische Gesetz nur nach drei Seiten, nach Westen, Süden und Osten; nach Norden sollte die Grenze nur so weit gehen, als der Schatten des Mannes reicht. Um so besser für ihn, je größer er war. Mit gutem Rechte wählte er daher bei dieser Ausmessung auch den längsten Tag, an dem die Sonne die längsten Schatten warf. Im Mittelalter spielte die Raft der Schwärze mit Eidechsen eine wichtige Rolle. Doch nicht jeder durfte seine Schwärze in den Wald treiben. Es mußten vielmehr alle, die ein solches Vorrecht nicht hatten, den Wäldern und Gehölzen soweit fern bleiben, als der „Schemm (Schemen, Schatten) von einem wohlgewachsenen Baume zu St. Johanni im Mittensommer, wenn die Sonne am höchsten steigt, des Abends oder Morgens um 6 Uhr sich erstreckt.“ Im Mittelalter gab es zahlreiche Geiden von „unehrlichen“ Leuten, solchen, die völlig rechtslos waren. Zu ihnen gehörten die Gaukler und die Kunstsechter, Kempfen, die ihr Leben auf unritterliche Art aufs Spiel setzten. Ihnen gab man nur auf spöttische Weise Genugtuung. Hatte jemand einen solchen unehrlichen beleidigt, dann stellte er sich einfach in die Sonne und ließ den Getränken so an sich vorbeilaufen, daß ihm sein Schatten an den Hals schlug. Einmal träumte einem König, seine Ritter hätten ihn beleidigt; es wurde ihm geraten, er solle „den Schatten der Ritter als Buße nehmen“. Demgemäß hatten unehrliche Leute, „die Gut für Ehr“ nehmen, auch kein Anrecht auf einen ehrlichen Tod. Noch in Luthers Tischreden wird ein von Kaiser Maximilian gemildertes Todesurteil erwähnt: Wenn man den Übeltäter zum Richtplatz bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen und er darauf sandesverworfen werden. So rette sie sein Schatten dem Bösewicht das Leben.